

# Tausend Jahre deutscher Rheinlande

Im Jahre 925 schrieb der Keimser Archivar Flodoard in seine Jahrbücher: „*Heinrico cuncti se Lotharingienses committunt*“ — „alle Lotharingier huldigen Heinrich“<sup>1</sup>. Der kurze Satz gibt den Grund an, warum die Rheinlande und mit ihnen ganz Deutschland sich zum Feste rüsten; denn jener Heinrich, von dem der alte französische Geschichtschreiber redet, ist der deutsche König Heinrich, der erste aus der glänzenden Herrscherreihe des sächsischen Hauses, und die Lotharingier sind die Bewohner des Mittellandes zwischen Rhein und Maas, das, durch den Vertrag von Verdun geschaffen, im 10. Jahrhundert vorübergehend an das westliche karolingische Teilreich, den werdenden französischen Staat, gefallen war. Neben andern Gegenden umfaßte es den größten Teil der heutigen Rheinprovinz mit uralten Städten, wie Trier, Koblenz, Bonn, Köln, Neuß und Aachen, und einer Bevölkerung, die nach Görres' Ausdruck „seit dem Beginn der geschriebenen Geschichte dem teutschen Stamme angehört, durch alle Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beibehalten“<sup>2</sup>. Der Rest der Rheinprovinz hat stets zu Deutschland gehört, man mag nun den Beginn des deutschen Staatswesens ins Jahr 911 verlegen, wo zum ersten Male die Deutschen sich einen König kürten, oder noch weiter zurück ins Jahr 843, wo beim Auseinanderbrechen der karolingischen Monarchie ein selbständiges, rein germanisches Ostreich sich absonderte. Tausend Jahre sind jetzt also verflossen, seitdem die Hauptmasse der Rheinprovinz dem deutschen Staate eingegliedert wurde; fast ununterbrochen ist das Rheinland in diesen tausend Jahren ein Glied am deutschen Staatskörper geblieben — die knapp zwanzig Jahre französischer Gewalt Herrschaft um die Wende des 18. Jahrhunderts bedeuten ja gegenüber diesem vielhundertjährigen Zusammensein kaum eine wirkliche Unterbrechung.

Die tausendste Wiederkehr der Vereinigung — und zwar einer so oft und heiß umstrittenen Vereinigung — darf man mit Fug und Recht begehen; denn tausend Jahre sind ein Beweis von treuem gegenseitigem Dienst und tiefer innerster seelischer Verbundenheit. Wenn je ein Gedenktag begründet war, dann ist es der von 1925, wo Deutschland und Rheinland ihres tausendjährigen Bundes sich freuen. Bei solchem Anlaß schaut man gern rückwärts und gedenkt der Zeiten, in denen sich die Hände zum Bunde schlossen, und drückt sie fester und inniger in stolzer Erinnerung an so viel Glück und Leid, die man gemeinsam getragen.

Es waren furchtbare Zeiten, als Lotharingien sich unter das Zepher Heinrichs I. beugte. Seit Karls d. Gr. Tod war ein Jahrhundert verflossen, und schon war fast alles, was der gewaltige Herrscher für Staat, Kirche und Kultur geschaffen hatte, in Trümmer gesunken. Das Werk war zu sehr auf die überragende Persönlichkeit dieses einzigartigen Mannes gestellt, zu unfertig, zu weit der Zeit vorauseilend gewesen. Durch das unglückliche Erbsystem der Reichsteilungen, das auch ein Staatsmann wie Karl nicht überwunden hatte, war das Land, das ohnehin bei seiner Ausdehnung, seiner gemischten

<sup>1</sup> MGH. SS. III 376.

<sup>2</sup> „Rhein. Merkur“ Nr. 1 vom 23. Januar 1814.

Bevölkerung, seinen primitiven Wirtschafts- und Verkehrsverhältnissen so wenig Einigendes besaß, vollends dem Verfall preisgegeben. Staatsgebilde, die nur allzu oft ihre Herren und ihre Gestalt wechselten, waren an seine Stelle getreten. In den endlosen Fehden der Erben war der Adel, der weltliche wie der kirchliche, den Karl mit fester Hand in den Dienst des Staates gezwungen hatte, wieder erstarrt. Wie einst in der Merowingerzeit machte er die ihm übertragenen Ämter den eigenen Zwecken dienstbar. Noch einmal führte die große Not von außen die Länder Karls d. Gr. — Niederburgund allein ausgenommen — zusammen. Um den Urenkel des Kaisers, den stets kränkenden, untüchtigen Karl den Dicken, schlossen sie sich 884 gegen die Feinde, die von allen Seiten andrängten, zusammen, gegen Sarazenen, Slawen, Dänen und vor allem gegen die furchtbaren Normannen. Erschütternd ist es noch heute, in den Chroniken Jahr für Jahr zu lesen, wie diese grausamen Horden die Lande plündernd durchheilten, Dörfer und Städte, Klöster und Kirchen niederbrannten und die fliehenden Bewohner „wie vernunftloses Vieh, nicht wie Menschen, hinschlachteten“<sup>1</sup>. Als Karl der Dicke versagte und in Verträgen, die das fränkische Ehrgefühl kränkten, von dem Feind schmählich den Frieden zu erkaufen suchte, hatte die letzte Stunde des karolingischen Weltreiches geschlagen. Im Osten lehnte sich der Laienadel unter Führung Arnulfs von Kärnten gegen den Kaiser auf; die westfränkischen Großen, vor allem die Bischöfe, erhoben den Grafen Odo aus dem Geschlechte der Kapetinger, den tapferen Verteidiger von Paris, auf den Schild, dem aber bald von einer Gegenpartei in Karl dem Einfältigen ein Nebenbuhler aus karolingischem Geblüt entgegengestellt wurde. Neben Niederburgund entstand nun auch das selbständige Hochburgund, und in Italien kämpften verschiedene Bewerber um Land und Kaiserkrone. Lotharingen hielt sich an das westliche Reich, an Odo.

Nun setzte in den romanischen Nachfolgestaaten des Karolingerreiches erst recht der Verfall ein. Die Königsgewalt, umstritten wie sie war, wurde ein Schatten, der hohe Adel riß in den einzelnen Bezirken vollends die Macht an sich; eine staatliche Atomisierung trat ein. Was der äußere Feind an Klöstern hatte stehen lassen, dessen bemächtigten die Großen sich. „Die Sige der Bildung und Gelehrsamkeit verstummten; auch wenn sie der gänzlichen Verödung entgingen, ließ doch die nagende Sorge um die stets gefährdete Existenz keine wissenschaftliche Tätigkeit aufkommen.“<sup>2</sup> Von dem Verfall der Zucht und Sitte bei Klerus und Volk gibt die Synode von Trosle (909) ein furchtbares Bild in dem Geständnis: „Unzucht und Ehebruch, Gotteschändung und Totschlag haben uns überflutet.“<sup>3</sup>

Nicht ganz so schlimm waren die Zustände in dem ostfränkischen, deutschen Staat. Die Rückständigkeit dieses Reichsteiles in seiner kulturellen und staatlichen Entwicklung gegenüber dem alten Kulturboden Italiens und Galliens erwies sich nun als Vorteil. Hier saßen Germanen, an altem Brauch noch festhaltend, in dichteren Massen. Der staatliche Auflösungsprozeß, der den Süden und Westen zerlegte, war bis hierher noch nicht gedrungen — er hat erst viel später Deutschland erreicht, dann aber auch Deutschland in eine Vielheit

<sup>1</sup> Regino ad ann. 882, in MGH. SS. I 592.

<sup>2</sup> W. W a t t e n b a c h, Deutschlands Geschichtsquellen I<sup>5</sup> 294.

<sup>3</sup> Mansi XVIII 265 D.

kleiner und kleinster politischer Gebilde zerlegt. Dafür bedrohte die ostfränkischen Gebiete jetzt ein anderes Element des Auseinanderfallens: die Stämme hatten ihr ausgeprägtes Eigenleben über die Zeit des karolingischen Zentralismus bewahrt. Jetzt beim Zusammenbruch der alten Verwaltung traten sie wieder hervor und schlossen sich mehr und mehr als selbständige staatliche Bildungen voneinander ab. Arnulf von Kärnten gelang es, diese auseinanderstrebenden Kräfte zu Beginn seiner Regierung noch zu bändigen. Er gewann sogar eine gewisse Oberhoheit über die geschwächten übrigen Staaten des fränkischen Reiches. So vermochte er auch seinem unehelichen Sohne Zwentibold die Lotharingische Krone trotz des Widerstrebens der Großen zu verschaffen und das Land wieder unter deutschen Einfluß zu bringen, ein Erfolg, der für die weitere Entwicklung dieses Mittellandes bedeutungsvoll wurde; denn diese neue Absonderung förderte weiter das Einheitsbewußtsein in diesem von Germanen und Romanen bewohnten Gebiet; und so treffen sich hier in Lotharingen die beiden Entwicklungslinien des Ostens und des Westens: der innere Zerfall in kleine Machtgebiete, die dem fast unabhängigen Adel untertänig sind, und ein Zusammenwachsen des Ganzen trotz der nationalen Verschiedenheit der Bewohner zu einer bewußten staatlichen Einheit, ähnlich jener der deutschen Stämme.

Leider verzettelte Arnulf seine Kräfte in Feldzügen, die ihn weitab von seiner deutschen Machtbasis führten. In Italien holte er sich dann noch den Krankheitskeim, der seine letzten Regierungsjahre zu einem schweren Siechtum machte. Ihm folgte 900 sein unmündiger Sohn Ludwig IV. das Kind, für den einige Bischöfe ohne rechte Macht gegenüber den gewalttätigen Großen die Regierung führten, — und doch wäre gerade damals eine kraftvolle, kluge und vor allem einheitliche Politik bitter nötig gewesen. Die Ungarn, einst von den Deutschen als Verbündete gegen die Slawen gebraucht, standen nach dem Zusammenbruch des Slawenreiches ungehemmt und beutegierig an der Grenze Deutschlands. 906 drangen sie schon bis nach Sachsen vor, 907 erlag ihnen der bayerische Heerbann, und nun fluteten sie unaufgehalten ins Land hinein. Da das Königtum keinen Schutz gewährte, waren die Stämme zur Selbsthilfe gezwungen, sie sammelten sich um Führer, die aus ihrer Mitte hervorgingen. So brachten die letzten Jahre Arnulfs und die Regierung Ludwigs des Kindes (900—911) die Bildung der herzoglichen Gewalt bei den deutschen Volksstämmen. Die am meisten gefährdeten Gruppen, Sachsen und Bayern, hatten sie am frühesten und entwickelten sie zu einem Machtumfang, der für das Königtum kaum noch Raum übrig ließ. Die Gefahr der Auflösung des deutschen Reiches in unabhängige Stammesgebiete rückte nahe.

In Lotharingen stürzte der Adel nach Arnulfs Tod den verhaßten Zwentibold, gegen den man schon vorher den französischen König herbeigerufen hatte. Aber nach seinem Untergang ging das aufgeregte Land doch nicht zu Frankreich über; die Großen huldigten vielmehr in Diederhofen dem jungen deutschen König, und so war der Rhein während der Regierung Ludwigs des Kindes wieder ein deutscher Strom. Bereits 911 starb der jugendliche Herrscher, und mit ihm erlosch die ostfränkische Linie der Karolinger. Das karolingische Haus hatte schon so sehr an Ansehen verloren, daß die deutschen Großen nun über die Erbrechte des westlichen Zweiges einfach hinweggingen. Unter Führung der hohen Geistlichkeit, der einzigen sicheren Stütze der Reichs-

einheit, wurde der Frankenherzog Konrad, ein Verwandter des verstorbenen Königs, zum Nachfolger gewählt. Alle deutschen Stämme stimmten bei, nur die Lotharingier trennten sich jetzt von ihnen. Der Gedanke an die Erbansprüche der westfränkischen Karolinger war hier, in dem Heimatlande der Dynastie, noch so stark, daß der Adel unter Führung des mächtigen Grafen Reginar Karl dem Einfältigen die Unterwerfung anbot<sup>1</sup>. Zum letzten Male für neunhundert Jahre wurde der Rhein unterhalb von Bacharach eine kurze Zeit hindurch Deutschlands Grenze gegen Frankreich. Umsonst versuchte König Konrad I. wiederholt, das verlorene Land dem Reiche zurückzugewinnen. Seine an Enttäuschungen so reiche Regierung endete auch hier ohne allen Erfolg.

Von den Sachsen und Franken auf des sterbenden Konrads Mahnung gewählt, bestieg 919 Heinrich I. den deutschen Thron. Seine Leistung als Herrscher wird in der Geschichtsschreibung verschieden gewertet. Gegenüber der älteren Darstellung, die den Sachsen zum eigentlichen Begründer der Reichseinheit stempeln möchte, haben neuere Forscher darauf hingewiesen, daß es auch Heinrich nicht gelungen ist, mehr als eine sehr lockere Oberhoheit mit starken Verzicht auf königliche Rechte über die deutschen Stämme aufzurichten, und daß seine Kämpfe gegen Slawen und Ungarn eher den Interessen seines heimathlichen Stammes als denen des Reiches dienten. Die Tatsachen sind richtig. Aber vielleicht war gerade diese Beschränkung für das ganze Vaterland von höherem Nutzen als eine bei der Schwere der Zeit undurchführbare Einheitspolitik. Heinrich war — das zeigt trotz der dürftigen Überlieferung sein ganzes Handeln — ein nüchterner, vorsichtiger Mann. Er begnügte sich, im Innern einen Notbau zu errichten, der das Reich, das in allen Fugen krachte, fürs erste erhielt; er wartete bei der Abwehr der andrängenden Feinde nicht erst auf die Reichshilfe, sondern warf die ungebrochene Sachsenkraft, über die er sicher verfügte, gegen die ihn am nächsten bedrohenden Gegner und stellte in ständigen Kriegszügen das Ansehen des deutschen Namens wieder her<sup>2</sup>. Er ist zu früh gestorben, um mehr als Vorarbeit für das große Einheitswerk, das sein Sohn Otto in langjährigen Kämpfen und unter vielen Rückschlägen vollendete, leisten zu können. Eine Tat aber hat er vollbracht, die nicht anders denn als Großtat ganz im Interesse des Reiches gedeutet werden kann, und das ist die Zurückgewinnung des abtrünnigen Lotharingiens.

Bei der Quellenlage, die mit erschreckender Deutlichkeit den ganzen Verfall der Kultur in diesem ersten Viertel des 10. Jahrhunderts widerspiegelt, ist es nicht leicht, einen Einblick in die lotharingische Politik Heinrichs I. zu gewinnen. In der Hauptsache sind wir angewiesen auf kurze Bemerkungen der Annalisten, namentlich auf den Fortsetzer der Chronik Reginos von Prüm und den ausführlicheren, aber französisch denkenden Flodoard von Reims. Was die späteren sächsischen Hofhistoriographen, vor allem Widukind, an Einzelheiten noch beifügen, trägt stark den Stempel der ausschmückenden Legende<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Vgl. W. Levison in der „Geschichte des Rheinlands“ I (Essen 1922) 72.

<sup>2</sup> Vgl. K. Hampe in den „Meistern der Politik“, herausgegeben von E. Marks und R. v. Müller, I (Stuttgart 1922) 281.

<sup>3</sup> Zum Folgenden sind zu vergleichen: die einschlägigen Jahre in den Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Heinrich I. von Georg Waig, dritte Auflage (Leipzig 1885); die

Sehr früh — vielleicht schon im Jahre seines Regierungsantrittes 919 — wurde Heinrichs Blick auf Lotharingien hin gelenkt. Sicher griff er 920 in die Geschichte des Landes ein. In diesem Jahr standen die großen Vasallen Frankreichs in hellem Aufruhr gegen ihren Herrscher, Karl den Einfältigen. In ihrer vordersten Reihe kämpfte Gisibert, der jugendliche Sohn jenes Grafen Reginar, der neun Jahre zuvor Lotharingien dem westfränkischen König zugeführt hatte. Gisibert ist der Typ der gewalttätigen Großen jener unruhigen Zeiten. Kühn, kampfesmutig, unersättlich, brannte er vor Ehrgeiz — bis auf die Königskrone sollen nach französischen Quellen seine Wünsche sich gerichtet haben<sup>1</sup>; ganz ohne Empfinden für gebrochene Mannentreue, schlug er sich rücksichtslos auf die Seite, wo ihm größerer Gewinn in Aussicht stand. Damals war er in seiner lotharingischen Heimat langsam in die Stelle eines Herzogs eingerückt, mußte aber seine Ansprüche in ständigen wechselvollen Kämpfen gegen andere Große verfechten. Es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß er gleich nach Heinrichs Thronbesteigung mit diesem in Verbindung trat, wovon freilich nur spätere Geschichtsschreiber berichten<sup>2</sup>. 920, als Karl der Einfältige in größter Not war, ernannte der deutsche König den Kandidaten Gisiberts, Hilduin, zum Bischof von Tongern und zwang den Erzbischof von Köln, Herimann, ihn zu weihen. Der französische König hätte es wohl kaum wagen können, in einem öffentlichen Rundschreiben<sup>3</sup> an die Bischöfe seines Reiches dem deutschen Herrscher das zum Vorwurf zu machen, wenn die Tatsache nicht zutreffend gewesen wäre. Mit diesem Eingriff in die lotharingischen Verhältnisse hat Heinrich I. ein kirchliches Recht in Anspruch genommen, das im frühen Mittelalter ganz allgemein der königlichen Gewalt zugeschrieben wurde, und zu dessen Ausübung er sich nur deshalb befugt glauben konnte, weil Lotharingien nie rechtskräftig vom deutschen Reiche getrennt worden war. Mit dieser Tat hat Heinrich I. also die Oberhoheit des deutschen Königs über Lotharingien neu festgestellt. Karl der Einfältige war zunächst nicht in der Lage, dem Vorstoß des deutschen Königs zu begegnen. Sobald sich aber seine Verhältnisse gebessert hatten, suchte er entschieden die französische Herrschaft über das Grenzland zu sichern. Er rückte in Lotharingien ein und stieß weiter auf deutschen Boden vor, in das Elsaß, das er schon Konrad I. mehrfach zu entreißen versucht hatte, und weiter in das linksrheinische Gebiet, das der Vertrag von Verdun dem Ostreich zugesprochen hatte. Bis in die Wormser Gegend drang er vor, um, wie der Fortsetzer Reginos annimmt<sup>4</sup>, Mainz und das ganze linke Rheinufer zu besetzen — die alte französische Politik seit Karl dem Kahlen. Als er aber vernahm, daß die Getreuen Heinrichs, der fränkische

Regesta Imperii II von Böhmer-Dttenhal (Innsbruck 1893); Th. Lauer, Robert I<sup>er</sup> et Raoul de Bourgogne (Paris 1910 [Bibliothèque de l'École des hautes études, 186]). Dort finden sich die einzelnen Quellennachweise. Von Darstellungen sind benützt: W. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I<sup>o</sup> (Braunschweig 1863) 212 ff.; K. W. Nisßch, Geschichte des deutschen Volkes I (Leipzig 1883) 304 f.; W. Schulze, Die sächsischen und salischen Kaiser in Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte (neu bearb. von A. Meißner) I<sup>o</sup> 297.

<sup>1</sup> Richeri Hist. I, 36. MGH. SS. III 579. Im Kapitel 35 die interessante, aber partielle Charakteristik des Herzogs. <sup>2</sup> Ebd. Kap. 38. <sup>3</sup> MGH. SS. I 565.

<sup>4</sup> Irrtümlich ad ann. 923. MGH. SS. I 615 f.

Heerbann, sich zur Abwehr sammelten, kehrte er schleunigst, — „anders als es sich für einen König ziemte“, sagt spöttisch der deutsche Chronist — nach Frankreich zurück.

Der offene Krieg um die Rheingrenze, der damit ausgebrochen war, fand schon 921 sein Ende. Heinrich, in den schweren Kampf mit dem mächtigen Herzog Arnulf von Bayern verwickelt, war nicht in der Lage, die deutschen Ansprüche auf Lotharingien zu verfechten. Im Sommer wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Noch vor seinem Ablauf kamen die beiden Fürsten auf dem Rhein bei Bonn zum Friedensschluß zusammen. Anschaulich ist in der Urkunde, die damals ausgefertigt wurde, die Begegnung geschildert<sup>1</sup>. Wie man ausgemacht hatte, trafen sich die Könige an einem Sonntag, dem 4. November, an dem Grenzflusse Lotharingiens. Karl lagerte am Rhein bei der Stadt Bonn, Heinrich auf dem gegenüberliegenden Ufer. Und an diesem Tage begegneten sie sich nur mit den Blicken, jeder schaute von seiner Uferseite über den Fluß hinüber, um zu beweisen, daß er sein Wort treu innegehalten. Am Mittwoch, dem 7. November, fuhren dann Heinrich und Karl auf ihren Booten zur Mitte des Stromes, wo ein Schiff für ihre Besprechung vor Anker lag; dort leisteten sie sich gegenseitig den Eid, nach Wissen und Können treue Freundschaft zu halten. Die Namen des Gefolges beleuchten in interessanter Weise die Verteilung der Länder. Begleiter des französischen Königs waren die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Cambrai, Chalons und Utrecht und einige Grafen, deren Sige nicht näher bezeichnet sind; auf Heinrichs Seite befanden sich der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Münster, Worms, Osnabrück, Paderborn und Konstanz und ebenfalls mehrere weltliche Große; von den deutschen Stämmen fehlten also nur die Bayern.

In diesem Vertrag von 921 war von einer Ubereignung Lotharingiens an Deutschland, von der spätere Geschichtsschreiber erzählen<sup>2</sup>, nicht die Rede; im Gegenteil der deutsche König erkannte darin den gegenwärtigen Herrschaftsbereich Karls des Einfältigen an. Ein Zugeständnis machte freilich auch der Karolinger; er entsagte mit diesem Abkommen allen Erbrechten seines Hauses auf die ostfränkischen Länder und anerkannte den König, den die Deutschen sich selbst gegeben hatten. Der Friede zwischen den beiden Reichen wurde 922 nicht gebrochen; ein Beweis dafür ist die Synode von Koblenz, die in diesem Jahre wahrscheinlich in der alten Kastorkirche tagte. Bischöfe aus beiden Ländern nahmen auf Geheiß ihrer Fürsten daran teil<sup>3</sup>. Für den deutschen König wäre 922 die Gelegenheit zur Erkämpfung der Ansprüche auf Lotharingien günstig gewesen. In Deutschland herrschte Friede; von keiner größeren Unternehmung wissen die Quellen in diesem Jahre zu berichten. Jenseits des Rheines dagegen dauerte der Kampf zwischen Herzog Giselbert und seinem Landesherrn fort und gewann durch den neuen Abfall der mächtigsten französischen Vasallen für Karl eine höchst gefährliche Ausdehnung. Der König mußte über die Maas nach Lotharingien flüchten, wo der Adel mit Ausnahme des abtrünnigen Giselbert treu zu dem Abkömmling Karls des Großen stand. In Frankreich wurde

<sup>1</sup> MGH. LL. I 567.

<sup>2</sup> Z. B. Contin. Reginonis, der den Bonner Vertrag auch ins Jahr 924 verlegt. MGH. SS. I 616.

<sup>3</sup> MGH. LL. II 16. Mansi XVIII 343.

ingzwischen, am 29. Juni 922, Herzog Robert von Franzien zum König ausgerufen und zu Reims gekrönt.

Heinrich I. hatte zwar 923, wahrscheinlich gleich im Anfang des Jahres, eine Begegnung mit Robert, zu der die Initiative von diesem ausgegangen zu sein scheint. Sie fand im ripuarischen Gau *super fluvium Ruram*<sup>1</sup> statt, was ebensowohl die Ruhr wie den gleichlautenden Nebenfluß der Maas, Roer, bedeuten kann. Aber obwohl man Geschenke austauschte und sich Freundschaft zusagte, griff der deutsche König nicht in den französischen Thronstreit, nicht in Lotharingen ein. Solange Karl der Einfältige noch frei war, hielt er sich an die Bonner Abmachungen. Noch einmal schien sich die Lage zu Gunsten des Karolingers verschieben zu wollen. Mit rascher Entschlossenheit, einer Eigenschaft, die dieser in der Geschichte so verächtlich behandelte Herrscher in schwierigen Lagen öfters bewies, sammelte er in Lotharingen Truppen, führte sie in Eilmärschen nach Soissons und griff sofort den dort lagernden Gegenkönig an. Obwohl Robert im Kampfe fiel, entschied sich die Schlacht schließlich gegen Karl, der wieder hinter die Maaslinie zurückweichen mußte, während die aufständischen Vasallen Herzog Rudolf von Burgund, den Schwiegersohn des Toten, am 13. Juli 923 zum König ausriefen. Der besiegte Herrscher sah sich in seiner Bedrängnis umsonst nach Hilfe um und versuchte vergeblich, den Bund der ungetreuen Großen zu sprengen. Endlich schien das doch glücken zu wollen. Der mächtige Heribert, Graf von Vermandois, heuchelte Reue über seine Untreue und versprach Karl zu helfen; so lockte er den Unglücklichen in die Gegend von St.-Quentin. Nachdem der König in seiner Gewalt war, warf er die Maske ab und setzte den Herrscher gefangen.

Wie die sächsischen Geschichtsschreiber — in dieser Einzelheit wohl glaubwürdig — erzählen, wandte sich Karl in seiner Haft schließlich auch an Heinrich I. um Hilfe<sup>2</sup>. Er sandte dem deutschen König eine für die damalige Zeit unschätzbare Gabe, ein kostbares Reliquiar mit der Hand des „preiswürdigen Märtyrers Dionysius“. Ja er soll ihm Lotharingen abzutreten versprochen haben, wenn er ihn befreie. Heinrich ist aber auf die Bitten des gestürzten Königs nicht eingegangen. Karl starb als Gefangener im Jahre 929.

Mit dem tatsächlichen Sturze des Karolingers hatte sich die Lage von Grund aus verschoben. Das Band, das Lotharingen an das französische Königtum gefesselt hatte, das Erbrecht der Karolinger, war mit der Entfernung der Dynastie gelöst. Dem Usurpator gegenüber war das Mittelland, das Karl die Treue gehalten hatte, frei. Und frei war auch Heinrich von den Verpflichtungen, die er auf dem Rhein bei Bonn Karl dem Einfältigen gegenüber eingegangen war. In Lotharingen trat alsbald eine Spaltung ein; ein Teil der Großen entschloß sich, Rudolf nun anzuerkennen. Auf den Rat seiner Bundesgenossen brach der Gegenkönig, der im Kampfe gegen die Normannen begriffen war, eiligst auf, um die angebotene Huldigung anzunehmen und so das Land für Frankreich zu retten; er durchschaute offenbar genau die gefährliche Lage dieser wichtigen Grenzprovinz. Bei seiner Anwesenheit bestimmte ihn Bischof Witgar von Metz, ihm bei der Eroberung von Zabern, auf das er Ansprüche erhob,

<sup>1</sup> Flodoard. *Annal.* ad ann. 923. MGH. SS. III 371.

<sup>2</sup> Widukind I. 30. MGH. SS. III 430. Thietmar I. 13. MGH. SS. III 741.

Beistand zu leisten. Rudolf belagerte im Herbst die deutsche Festung, in der Heinrich eine Garnison liegen hatte, und zwang sie zur Übergabe, da der deutsche König — wir wissen nicht warum — keinen Entsatz versuchte<sup>1</sup>. Wenn der vorsichtige Mann mit dem Gegenschlage noch zögerte, so geschah es vielleicht, weil er nicht ohne Bundesgenossen den Kampf aufnehmen wollte, und auf sie durfte er in dem aufgeregten Lotharingen rechnen.

Als Rudolf nach Laon zurückgekehrt war, regte sich die dem Gegenkönig feindliche Partei; an ihrer Spitze standen die beiden ersten Männer des Landes: Erzbischof Ruotger von Trier, der Kanzler des gefangenen Karolingers, und Herzog Giselfert. Sie sandten Boten an Heinrich und riefen ihn ins Land. Gegen Ende des Jahres zog Heinrich über den Rhein und verwüstete, da er offenbar auf Widerstand gestoßen war, das Gebiet zwischen Rhein und Mosel. Er belagerte und eroberte Metz und befreite Zabern. Als die Nachricht eintraf, daß Rudolf mit einem in Frankreich aufgebotenen Heere heranrückte, schloß der deutsche König mit den Lotharingern, die gegen ihn noch im Felde standen, einen Waffenstillstand und kehrte mit Geiseln und reicher Beute über den Rhein zurück. Leider sind wir für diese Vorgänge in ihren Einzelheiten allein auf den Bericht des parteiischen Flodoard angewiesen, der uns vor mancherlei Rätseln stellt. Auf keinen Fall kann aber der Rückzug Heinrichs — Flodoard schreibt: *in suo se regno recepit, datis induciis Lotharingensibus*<sup>2</sup> — als eine Flucht bewertet werden<sup>3</sup>; denn das Ergebnis des Zuges war, wie sachliche Quellen beweisen, die Wiedervereinigung des östlichen Lotharingens mit dem deutschen Reiche. Trierer Urkunden lassen in ihren Datierungen Heinrichs Regierung mit diesem Jahre beginnen, und Kölner und Nacher Annalen setzen den Beginn der Herrschaft des Königs ebenfalls ins Jahr 923<sup>4</sup>.

Herzog Giselfert wechselte 924 die Partei. Er war wieder in heftige Fehden mit lotharingischen Großen verwickelt und zeitweilig sogar in die Gefangenschaft seiner Gegner geraten. Von dem deutschen König konnte er keine Hilfe erwarten. Eine verheerende Ungarnflut wälzte sich im Sommer 924 über Mitteleuropa, und eine Welle davon überschwemmte Heinrichs Stammesherzogtum Sachsen, das nicht durch Burgen geschützt und nicht durch geübte Truppen verteidigt war. Entsetzlich litt das Land: „Städte und Ortschaften brannten sie nieder und richteten allenthalben ein solches Blutbad an, daß die völlige Ausrottung der Bewohner drohte“, so schildert Widukind die wild hausenden Horden, deren Einfall er vielleicht selbst in seiner Jugend noch mit-

<sup>1</sup> Bei Gelegenheit dieses Berichtes über diese Belagerung wagt Ph. Lauer a. a. D. 25, Anm. 4, den kühnen Satz: *L'Alsace faisait encore partie du royaume de Lorraine*. Mindestens war die Zugehörigkeit des Elsasses umstritten. Konrad I. hat das Elsaß gegen die Einfälle Karls des Einfältigen noch 912 und 913 verteidigt und damals im Lande seine königlichen Rechte ausgeübt (vgl. Jahrbücher der deutschen Geschichte: E. Dümmler, Konrad I. (1888<sup>2</sup> S. 582 u. 586 f.); über die folgende Zeit haben wir keine sichere Nachrichten; aber die Tatsache der Besetzung von Zabern durch eine Garnison Heinrichs I. — *transrhenanus* nennt Flodoard (ad a. 923. MGH. SS. III 372) die Verteidiger der Feste — spricht durchaus für die Behauptung des Landes durch die Deutschen. Waig vertritt daher mit Recht, daß das Elsaß unter Heinrichs Gewalt war und als deutsches Land im Bonner Vertrag anerkannt wurde (vgl. Jahrbücher Heinrich I. 49 u. 63), daß daher der Angriff auf Zabern deutsches Gebiet verlegte.

<sup>2</sup> Ad a. 923. MGH. SS. III 372.

<sup>3</sup> Wie es Lauer nahelegt a. a. D. 26.

<sup>4</sup> G. Waig a. a. D. 73.

erlebt hat. Heinrich vermochte nicht einmal dem Feinde entgegenzutreten; denn den ganzen Sommer über lag er schwerkrank in den slawischen Grenzlanden seiner Heimat darnieder; in das feste Warlaon mußte er sich bringen lassen und tatenlos dem Verderben zusehen. Aber damals reifte in dem klugen Herrscher der Plan, der zur Befreiung Sachsens von der Ungarnplage führte. Gegen Auslieferung eines vornehmen Gefangenen und um hohen Jahrestribut erkaufte er einen neunjährigen Frieden, den er dann, wie bekannt, zur Rüstung benützt hat; am 15. März 933 hat er den wilden Reitern der Puzza einen bösen Empfang an der Unstrut bereitet.

924 war der König auf jeden Fall außerstande, seine lotharingische Politik weiter zu verfolgen. Daher suchte der stets schwankende Giselbert durch Anlehnung an Frankreich eine Entlastung. Aber dort „verabscheute man die Meineidigkeit und Unbeständigkeit dieses Menschen“, wie Flodoard erzählt. Man beschloß sogar einen Kriegszug gegen Lotharingien, um die Großen, die sich Rudolf nicht unterworfen hatten, mit Gewalt zu bändigen. Doch auch die Westfranken vermochten ihre Absichten nicht auszuführen; ihr König war gleichfalls zu Tode krank, und seine Getreuen hatten bittere Not, zuerst die Ungarn zurückzuweisen und dann vor allem die Normannen zu meistern, die von ihren neuen Sigen an der Mündung der Loire und Seine verheerend ins Land hereingebrochen waren.

Was Giselbert 924 nicht erreicht hatte, erlangte er im März des folgenden Jahres. Durch Vermittlung vielvermögender Vasallen erklärte sich Karl nun doch bereit, seinen Treueid in Cambrai entgegenzunehmen. Allein der wankelmütige Mann erschien nicht zur Huldigung. Erst als Rudolf in Lotharingien einzog, fanden sich Giselbert und andere Große ein und leisteten an der Maas den Vasallenschwur. Der Trierer Erzbischof Ruotger und der 923 oder 924 neugewählte Wicfrid von Köln fehlten aber auch hier<sup>1</sup>. Rudolf hatte keine Zeit, ihre Unterwerfung zu erzwingen.

Sast augenblicklich mußte er umkehren, wieder waren die Normannen von der Seine her eingebrochen; Amiens und Arras waren in Flammen aufgegangen<sup>2</sup>. Während Rudolf ganz Frankreich zu den Waffen rief, um endlich einen entscheidenden Schlag gegen die Räuber zu führen, rückte Heinrich I. wohl von Worms her, wo er am 30. März eine Urkunde ausstellte<sup>3</sup>, in Lotharingien ein. Rasch erfolgte der entscheidende Schlag. Im festen Zülpich, wo die alten Römerstraßen von Trier und Reims zusammenkamen, lagen Mannen des abgefallenen Giselbert. Im Sturm wurde die Burg genommen. Giselbert unterwarf sich aufs neue und stellte Geiseln. Wenn wir Flodoard glauben dürfen, kehrte der deutsche König gleich darauf über den Rhein zurück; was für ein Grund ihn aber zum Abbruch des Feldzuges bestimmt haben könnte, wissen wir nicht.

Im Herbst 925 war er schon wieder auf dem linken Rheinufer, und diesmal vollendete er sein Werk. Bis an die Westgrenze Lotharingiens drang er vor; in Verdun ersetzte er den von König Rudolf ernannten Bischof durch einen Mann seiner Wahl, Bernuin, der als Sprößling einer vornehmen lotharin-

<sup>1</sup> Wie Lauer a. a. D. 37 aus Flodoard ad ann. 925 herausliest.

<sup>2</sup> Vgl. ebd.

<sup>3</sup> MGH. DD. I 46.

gischen Familie den Großen des Landes nur genehm sein konnte. Damals huldigte das ganze Land dem deutschen König; nur einer der Großen, Boso, der leibliche Bruder Rudolfs, hat erst zwei Jahre später den Schritt getan. Lotharingien war deutsch geworden. Flodoard mußte seinen Bericht über 925 mit den Worten schließen, die ihm gewiß nur ungerne aus der Feder flossen: „Alle Lotharingier unterwarfen sich Heinrich“, während der deutsche Fortsetzer Reginos von Prüm das Jahr 925 mit dem Satz beginnt, der ein gewisses Hochgefühl durchklingen läßt: „Während Heinrich das vereinigte und gefestigte Lotharingien in seine Gewalt bekam, starb König Karl, ein Mann von schwachem Geist und geringer Regentengabe, in der Gefangenschaft, in der er gehalten wurde.“<sup>1</sup> Mit dem Todesdatum des entthronten Königs hat sich der Chronist zwar geirrt, aber die Entwicklungslinie hat er richtig herausgeföhlt; das Herrschaftsende des Karolingers bedeutete die Rückkehr Lotharingiens zum deutschen Reiche.

Die Wiedergewinnung von ganz Lotharingien im Jahre 925 wird überdies durch zahllose Tatsachen anderer Art bestätigt. Seit dieser Zeit tragen die Urkunden auch der westlichen Gebiete die Regierungsjahre deutscher Könige. Heinrich selber erschien fast alljährlich in dem Lande und hat es nach allen Seiten durchzogen. Er griff in die Kämpfe der Großen ein, schlichtete Streitigkeiten und saß zu Gericht. Münzen mit seinem Namen wurden auch in entfernten Städten wie Metz und Verdun geschlagen. Er verfügte über das Königsgut zu Gunsten geistlicher und weltlicher Herren. Bischöfe setzte er ein, wie seinen Schwager Ruotbert 926 in Trier, und den Straßburger Kleriker Benno 937 in Metz entgegen der auf einen andern gefallen Wahl<sup>2</sup>. In allem zeigte er sich seit 925 als Gebieter des Landes.

Freilich war das noch keine straffe Herrschaft. Die Großen blieben in ihrer selbständigen Stellung. Selbst Herzog Gisbert wurde nach neuer Huldigung in seinem Amte bestätigt, erhielt sogar einige Jahre später Heinrichs Tochter Gerberga zur Gemahlin, offenbar um ihn fester ans Reich zu ketten. Die großen Herren Lotharingiens beteiligten sich weiter an den Streitigkeiten des westlichen Nachbarstaates und kämpften, oft ihre Haltung wechselnd, für und gegen den französischen König; ja dieser vermittelte 930 sogar einmal zwischen Boso und westfränkischen Großen. Heinrich selbst hat in die Fehden Frankreichs, in die man ihn mehrfach hineinziehen wollte, nie ernsthaft eingegriffen; die Unruhen dort waren ja der beste Schutz seiner neuen Erwerbung.

So wuchs Lotharingien langsam wieder ins deutsche Reich hinein. In seiner klugen, weitsichtigen, von aller Überspannung entfernten Art hütete sich Heinrich, hier wie sonst, vor Zielen, denen seine langsam werdende Macht noch nicht gewachsen war. Er begnügte sich mit seiner Oberhoheit, die so locker war, daß sie von den stolzen, unabhängigen Großen getragen werden konnte; er war es zufrieden, daß der Bund Lotharingiens mit dem Reich überhaupt wieder geknüpft war.

Seinem Sohne, dem großen Otto, blieb es vorbehalten, auf dieser Grundlage weiterzubauen und die Einheit enger zu straffen; freilich hat das noch

<sup>1</sup> MGH. SS. I 616.

<sup>2</sup> Vgl. *S a u e r*, Kirchengeschichte Deutschlands III (Leipzig 1896) 19.

viel Blut gekostet, und Giselbert, schwankend bis ans Ende, ist in diesem Kampfe zu Grunde gegangen. Bei Andernach ist er auf der Flucht vor den siegreichen Truppen König Ottos 939 im Rhein ertrunken. Er hatte sich gegen den Herrschgewaltigen, der Gehorsam heischte, empört, war zu Frankreich übergegangen und hatte noch einmal treulos dem Franzosenkönig gehuldigt. Um Lotharingen zu retten, heiratete Ludwig IV. von Frankreich des unglücklichen Herzogs Wittve, Ottos Schwester Gerberga. Es war umsonst; Otto behauptete das Land, das sein Vater dem Reiche zurückgegeben hatte. 942 wurde bei einer Zusammenkunft der beiden Könige in einer Ortschaft Neufegus an der Maas, deren Lage bis heute umstritten ist, Friede geschlossen. Frankreich verzichtete hier endgültig auf Lotharingen<sup>1</sup>.

Es ist das Verdienst von Ottos Bruder Brun, dem jungen Erzbischof von Köln, Lotharingen auch innerlich dem Reiche eingegliedert zu haben. Seine „ererbte politische Veranlagung“, so schildert vortrefflich K. Hampe Bruns Art und Leistung, „war bei ihm durch seine geistliche Erziehung mit hoher wissenschaftlicher Bildung verbunden und dadurch infolge der praktischen Erfahrungen in Kanzlei und Verwaltung nicht verkümmert, sondern nur veredelt. Die Milde seiner ruhig ausgleichenden Gesinnung beeinträchtigte nicht die Ziel-sicherheit und Festigkeit seiner Hand. Ganz durchdrungen von staatlichem Pflichtgefühl war er seinem königlichen Bruder als beratendes und ausführendes Organ unschätzbar. Seiner Einsicht und Unermüdllichkeit verdankt er es fast allein, daß ihm Lothringen gegen Konrad (den von Otto ernannten, später abtrünnigen Nachfolger Giselberts) gewonnen, der unruhige Adel ... gebändigt, dessen Einfluß auf die Bistümer geschwächt und das Land gegen Frankreich ... fest an den deutschen Reichskörper angeschlossen wurde.“<sup>2</sup> So wurde durch Otto und Brun vollendet, was ihr Vater Heinrich I. 925 begonnen hatte. Lotharingen ward ein innerlich verbundenes, lebendes Glied des deutschen Staates. Mehr als sechshundert Jahre ist es fast unverfehrt beim Reiche geblieben.

Für Lotharingen und besonders für die rheinischen Gebiete war die Vereinigung mit Deutschland von unschätzbarem Wert. Ihr dankt das Rheinland die Erhaltung seiner deutschen Sprache und Art, ihr seine erste reiche Kulturblüte. Während das Westreich weiter von den verheerenden Fehden der großen Feudalherren mit dem Königtum zerrissen und bis gegen Ende des Mittelalters in schwere Kämpfe nach außen verwickelt blieb, fand Deutschland als erster unter den abendländischen Staaten die innere Festigung, konnte sich zur führenden Macht der Christenheit und zum Träger der Kaiserwürde erheben und vermochte als solcher seinen Einfluß auf Italien mit seiner reichen Kultur und auf Burgund, ja zeitweise über den größten Teil der *respublica christiana* auszudehnen. Jahrhunderte hindurch hat sozusagen keines Feindes Fuß deutschen Boden betreten. In dem entscheidenden Augenblick wurde Lotharingen in diese aufstrebende Entwicklung hineingezogen.

<sup>1</sup> Eine ausdrückliche Bestimmung dieser Art besitzen wir zwar nicht; aber die Tatsache ergibt sich aus dem ganzen Bericht Flodoards; vgl. Jahrbücher der deutschen Geschichte: Otto der Große von E. Dümmeler 128, und A. Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer (Stuttgart 1918) 58.

<sup>2</sup> Meister der Politik (vgl. oben S. 84, Anm. 2) I 303.

Es hat seinen vollgemessenen Anteil bekommen an dem Friedenssegem, an dem Herz und Geist weitenden Glanz des deutschen Namens, an den Kultur-gütern, die von Süden und vom Orient durch Deutschlands Machtstellung dem Reiche erschlossen wurden, und an der gemeindeutschen Entfaltung von Wirtschaft und Geistesleben. Das Rheintal wurde in dieser Entwicklung das Kernland des Reiches, wo das Kaisertum seinen höchsten Glanz entfaltete, wo das ganze Deutschtum seine besten Kräfte einsetzte. Aachen in seiner Kaiserpracht und Köln, das erste Wirtschaftszentrum des mittelalterlichen Deutschlands, bezeugen, was die Verbindung von 925 dem Rheinland eingetragen hat. Diese erste Kulturblüte wirkte sich auch noch später aus und schafft bis heute köstliche Werte. Als das Reich auf Kosten der Territorien immer schwächer und schwächer wurde und dem Grenzland nicht mehr starken Schutz zu gewähren vermochte, sank auch die Fülle rheinischen Kulturlebens; stilles, selbstgenügsames, abgeschlossenes Zehren von einer großen Vergangenheit trat in dem zersplitterten Land an die Stelle einst weit ausreckenden, kühnen Schaffens. Erst der geistige und staatliche Aufstieg Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts brachte hier wieder neues Leben. Infolge seiner besondern Lage und Geschichte hat das Rheinland an dem geistigen Neubau Deutschlands — vielleicht zum Schaden des Ganzen — nicht in dem Maße mitarbeiten können, wie es seiner Bedeutung entsprochen hätte. Hier war es vorwiegend empfangend. Aber die Kräfte, die ihm aus der staatlichen Festigung Deutschlands zuströmten, hat es fruchtbar gemacht in einem wirtschaftlichen Aufschwung ohnegleichen; Zechen und Schloten bauten sich jetzt in die Landschaft der Türme und Burgen ein. Beide Blüten des Rheinlandes sind so ganz bedingt und bestimmt durch die Verbindung mit dem Reich. Unermesslich ist es, was das Grenzland dem Jahre 925 zu danken hat.

Aber das Rheingebiet hat auch dem Vaterland ein vollgerütteltes Maß an Dank erstattet. Für die staatliche Festigung Deutschlands war der Zuwachs von 925 höchst bedeutungsvoll. Durch diese Vermehrung an Land und Leuten mit einer der rechtsrheinischen vorausgeeilten Kultur bekam das Reich erst die Unterlage für die staatliche Machtstellung, die es seit Otto dem Großen in Europa einnahm. Es war ja eine weitausgedehnte Ländermasse, die durch Heinrich I. gewonnen war. Von Burgund im Süden erstreckte sie sich bis an die Nordsee<sup>1</sup>. Die Westgrenze wurde durch Schelde und Maas gebildet, stellenweise griff sie aber auch weit über diese hinaus. Im Osten verlief die Grenze Lotharingens über die Vogesen, erreichte von dort in einem Bogen bei Bacharach den Rhein, überschritt ihn bei der Ruhrmündung<sup>2</sup> und zog sich dann nordöstlich zum Meer<sup>3</sup>. Das Gebiet umfaßte also außer Teilen des heutigen Rheinlandes und der Pfalz fast ganz Belgien, Holland, Luxemburg und das heutige französische Lothringen. Das bedeutende Reichs- und Kirchengut in diesen Ländern verstärkte die schwache Machtbasis des Königtums. Bis in die

<sup>1</sup> Über die Begrenzung Lotharingens vgl. Schulte a. a. D. 53 ff. und in der Köln. Volkszeitung Nr. 1005 vom 27. Dezember 1924.

<sup>2</sup> Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Geheimrats Schulte, die sich auf neueste Forschungen von Prof. W. Levison beruft.

<sup>3</sup> Ob Frankreich freilich in dem linksrheinischen Teil Lotharingens wirklichen Einfluß ausüben konnte, scheint doch sehr zweifelhaft.

Zeit des letzten Hohenstaufen waren die geistlichen Fürsten in Lotharingen die Hauptstützen des Kaisertums und die Träger der Reichsinteressen. Rheinische Geschichte und Reichsgeschichte sind bis dahin aufs allerengste verbunden. Durch den Gewinn der dichtbevölkerten Gegenden am Rhein wurde Deutschland erst das unerschöpfliche Menschenbecken für die Ströme, die über seine Grenzen hinausfluteten. Aus rheinischen Landen stammten zum guten Teil die Scharen, die mit den Kaisern nach Italien oder unter der Kreuzesfahne zum Heiligen Lande zogen. Der Überschuss ergoß sich später mehr zum Nutzen des deutschen Volkes gen Osten. Rheinische Klöster sandten ihre Mönche in das Ansiedlungsgebiet jenseits der Elbe. Von Steinfeld, dem ältesten Prämonstratenserstift am Rhein, und der Zisterzienserabtei Kamp bei Mors wurden zahlreiche Neugründungen in Böhmen und Mähren, in Mecklenburg und Pommern vorgenommen. Rheinische Ritter kämpften mit beim Aufbau der preußischen Ordenslande. Bauern vom Niederrhein siedelten sich an in den Gebieten, die Albrecht der Bär erobert hatte, und gewannen sie mit dem Pflug endgültig für das Deutschtum, während Bürger aus den betriebsamen rheinischen Städten am Rhein von den Fürsten gerufen bis tief in die slawischen Gebiete hinein deutsche städtische Kultur verbreiteten.

Damit sind wir mit dem staatlichen bereits in die kulturellen Auswirkungen des Jahres 925 gekommen. Was für Deutschlands Wirtschafts- und Geistesentwicklung der Gewinn von Lotharingen ausmachte, ist mit kurzen Worten auch nicht entfernt genügend anzudeuten. Deutschland, damals noch durchaus in der Naturalwirtschaft stehend, gewann jetzt Anschluß an den Welthandel, der einen seiner Mittelpunkte in der angrenzenden Champagne hatte. Es erwarb die wichtige Verkehrsstraße des Rheins, die Italien und das Reich verband. Das zweisprachige Lotharingen war das gegebene Durchgangsland für so viele geistige Bewegungen, die vom Westen ausgingen und über Lotharingen in Deutschland eindrangen. Die Ideen von Clugny und Cîteaux, die Kreuzzugs- und Gottesfriedensbewegung haben hier zuerst Wurzeln gefaßt. Die neuen Lebensformen des ritterlichen Wesens, die Aufwärtsbewegung der Städte haben in diesem Grenzland zuerst sich ausgewirkt. Die Gotik hat, von Frankreich kommend, hier auf deutschem Boden zuerst Halt gemacht und deutsche Umprägung erfahren; um 1227 wurde in Trier Liebfrauen, die erste und eine der schönsten gotischen Kirchen Deutschlands, begonnen.

Aber nicht bloß als vermittelndes und veredelndes Durchgangsland hat Lotharingen für Deutschlands Kultur eine unvergleichliche Bedeutung, es hat auch seinen vollgemessenen Anteil am Eigengut, das deutscher Geist erdacht und geschaffen hat, und dieser Anteil verteilt sich dem aufgeschlossenen rheinischen Wesen entsprechend fast gleichmäßig auf alle Zweige wirtschaftlichen und geistigen Schaffens<sup>1</sup>. Rheinische Klöster wie Stablo und Prüm retteten durch die Zeiten des tiefsten Niederganges die Schätze des klassischen Altertums und seiner Nachblüte im Reiche Karls d. Gr. Kaum kam das Land zur Ruhe, da regte es sich schon auf allen Gebieten. Erzbischof Brun von

<sup>1</sup> Die Geschichte der rheinischen Kultur bietet vortrefflich die von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde herausgegebene Geschichte des Rheinlandes II (Essen 1922).

Köln und Eckbert von Trier treten auf als Wegebereiter kirchlicher Wissenschaft und Kunst, und mit Macht bricht sich dann der ganze Reichtum des rheinischen Menschen an Phantasie und Gedanke, an Inbrunst und Glaube, der ganze tief religiöse Lebenswille Bahn in der Hochblüte unter den Saliern und Staufern, der „goldenen Zeit größten und selbständigen Schaffens“, wo „Köln die Weltstadt, die Rheinlande das Kronland aller wirtschaftlichen und kulturellen Bestrebungen“ waren<sup>1</sup>. Es ist die Zeit, wo sich das Rheinland mit seinen romanischen Kirchen ziert, in deren mystisches Dunkel formstrenge Heiligenbilder von goldenen Gründen niedersehen, wo an ihrer Seite gotische Dome mit farbenglühenden Fenstern luftig aufsteigen, wo sich die Altäre mit schweren getriebenen Schreinen schmücken — allein von Kölner Meistern wurden von 1170 bis 1250 mehr als zwanzig gewaltige Heiligenschreine geschaffen, darunter der unerreichte Dreikönigschrein mit seinen an Michelangelo gemahnenden Propheten- und Apostelfiguren —, wo das Kunsthandwerk in solcher Blüte steht, daß der große Suger von St.-Denis aus Lotharingen die Meister holt, die die Goldschmiedarbeiten leisten, für die Frankreich keine Künstler von gleichem Ausmaß bieten kann<sup>2</sup>, wo die Städte sich ständig weitem müssen vor der drückenden Volkszahl, wo immer neue Klöster entstehen, und ein stolzer Adel seine Burgen trugig auf die steilen Rheinhöhen setzt. Es ist die Zeit, wo der ausgelassene Erzpoet, der Pfaffe Lamprecht und Heinrich von Veldke ihre Dichtungen, Casarius von Heisterbach seine Wundergeschichten, Rupert von Deuz und Albertus Magnus ihre theologischen Traktate schreiben, wo die Kölner Königschronik und so manche wichtige deutsche Geschichtsquelle auf rheinischem Boden entstehen. Selbst als der Abstieg von der Höhe längst eingesezt hatte, hat das Rheinland noch zwei Spätfrüchte hervorgebracht, die Deutschlands Stolz immer bleiben werden: Thomas von Kempen, der nicht bloß seiner Geburt nach, sondern auch durch die ihn tragende geistige Bewegung, die devotio moderna, tief in seiner rheinischen Heimat wurzelt, und Nikolaus von Cues, den großen Philosophen und edlen Reformator.

Was das Rheinland in seiner mittelalterlichen Glanzzeit zur deutschen Kultur und zum deutschen Wesen beigesteuert, ist ein würdiger Dank für alles, was es von dem großen Vaterland empfangen hatte. Aber nach den lichten Tagen mittelalterlichen Glanzes folgten düstere Jahrhunderte; Deutschland wurde schwach — und so manche von denen, die 925 eine sichere Heimat im Reiche gefunden, wurden in den Tagen des Dunkels an Deutschland irr, sind ausgewandert und landfremd geworden; noch mehr wurden mit List und Verrat und mit brutaler Gewalt aus der Heimat herausgerissen. Nur ein Bruchteil von dem, was Heinrich I. erworben hat, ist bis heute dem alten Vaterland treu geblieben. Das 19. Jahrhundert schien mit dem Wiedererstarren des deutschen Staates dem Rheinland eine zweite Hochblüte zu bringen. Jäh ist die Entwicklung wieder durch den Krieg unterbrochen worden, und die Tausendjahrfeier fällt in eine schwere Zeit. Aber auch jetzt blieb das Rheinland treu, mochte man es auch in Fesseln schlagen und hart bedrücken. Und

<sup>1</sup> E. Renard in dem vorgenannten Werk S. 399.

<sup>2</sup> Über diese für die gesamte rheinische Kultur so bezeichnenden Entwicklungen der Goldschmiedekunst wird P. Jos. Braun S. J. in einem Werke über die großen Reliquienschröne bald neue erwünschte Aufschlüsse bieten können.

wenn es sich heute zum Feste rüstet, dann treibt es dazu nicht die Freude an rauschendem Jubel, die seinem frohen Sinn sonst wohl entspräche; auch nicht bloß das Verlangen, Dankbarkeit und Liebe dem teuren Vaterland zu bezeigen; am meisten drängt es dazu der Herzenstrieb, vor aller Welt zu zeigen, daß es seinem Wesen nach deutsch ist — darum breitet es in Ausstellungen allerorten die Schätze aus, die von seiner tausendjährigen kerndeutschen Geschichte beredtes Zeugnis ablegen. Und noch ein anderes will es: in das eigene leidgepreßte Herz aus seiner tausendjährigen Verbundenheit die Gewißheit schlürfen, daß es deutsch auch fürder sein wird.

Wie vor mehr als hundert Jahren ein Rheinländer im „Rheinischen Merkur“ seinen deutschen Landsleuten und der ganzen Welt beteuerte<sup>1</sup>, so rufen auch heute wieder die Rheinlande in deutsche und fremde Lande hinaus, indem sie auf ihre tausendjährige Kultur hinweisen:

„Wir sind seit undenklichen Zeiten ein teutsches Volk gewesen; unsere Urväter haben den Rhein nicht als Deutschlands Grenze anerkannt, kaum daß an der Maas ihre Wanderung ein Ziel gefunden. Da wir also Glieder des Stammes sind, ja, wie wir von uns aussagen können, seinen innersten Lebensteilen angehören, so konnte der Stamm uns nicht entsagen, ohne seine Idee aufzugeben, in der alle Elemente in Gleichheit verbunden sind, so daß alle dieselbe Achtung fordern und die Zerstörung eines Einzigen den Bestand des Ganzen aufheben muß.“

Joseph Gtsfar S. J.

---

<sup>1</sup> Rhein. Merkur Nr. 26 vom 13. März 1814.